



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kelch, Egon: Eine Ferienfahrt nach Brasilien. 5

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und wir können nicht erwarten, daß Raabe seine zarte Phöbe in den „Unruhigen Gästen“ uns so hinstelle, wie Heyse das mit einer solchen Frauenfigur getan hätte.

Warum aber, ergeht jetzt des Lesers Frage an mich, stellt er diese beiden hier zusammen hin? Den Meisterübersetzer, dem als dem besten deutschen Stilisten der Gegenwart Wustmann die „Sprachdummheiten“ gewidmet hat, und den Alten von Braunschweig, der unbekümmert „welcher“ und „der letztere“ schreibt, wo ers richtig findet? Nur weil der eine 1830, der andre 1831 geboren wurde und beide nun Altmeisterehren genießen?

Nein, deshalb nicht. Sondern weil sich mir in diesen beiden ersten Meistern unter unsern Alten so recht die Vielseitigkeit des deutschen Geistes zu verkörpern scheint. Sind wir die ewige Sucherei nach „Richtungen“ und den Zwang zum Schlagwort der Zeit, das oft nur das Schlagwort der Saison war, losgeworden, so wollen wir uns von ganzer Seele freuen, daß solcher Reichtum unser ist. Und wir wollen ihn noch einmal und noch einmal erwerben, um ihn ganz zu besitzen. An Wilhelm Raabes siebenzigstem Geburtstage überreichten wir ihm ein Album, das dreihundert Widmungen deutscher Dichter und Schriftsteller enthielt. Zu oberst lag eine „Liebeserklärung“ von Paul Heyse. Über Unterschiede des Temperaments, der Weltanschauung, des Stils grüßte der Dichter den Dichter. Und über den Unterschied der Generationen hin neigen wir uns vor den erlauchten und geliebten Dichtern Wilhelm Raabe und Paul Heyse.

Heinrich Spiero



## Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Don Präsident Dr. Egon Kelsch

5



enngleich wir im ganzen nur fünf Tage im Innern gewesen waren, so hat die Reise meinen Gesichtskreis doch wesentlich erweitert. Wir hatten noch eine weitere Einladung von einem Herrn Francisco Schmidt erhalten, der hinter der Station Rio Preto die größte Kaffeefacenda Brasiliens und vielleicht der Erde mit einem Bestande von fünf Millionen Bäumen besitzt. Leider konnten wir dieser Einladung nicht Folge leisten, weil allein die Hin- und Rückfahrt je vierzehn Eisenbahnstunden verlangt hätte, und unser eigentlicher Reisezweck dabei allzusehr in den Hintergrund getreten wäre.

Ich habe, die Tage in Bahia und Rio mitgerechnet, genau vier Wochen in Mittelbrasilien zugebracht und bin selbstverständlich weit entfernt, mir nach so kurzer Zeit ein abgeschlossenes Urteil über Land und Leute anzummaßen. Immerhin hat es sich für mich günstig gefügt, daß ich durch einen vielseitigen

Berkehr mit Männern und Familien von verschiedner Auffassung und Lebensstellung Gelegenheit gehabt habe, alle möglichen Ansichten zu hören und gegeneinander abzuwägen und dadurch mein Auge für die eignen Beobachtungen zu schärfen.

Vergleicht man die deutschen und die brasilianischen Zustände im allgemeinen, so kann selbstverständlich kein Zweifel darüber sein, welche von beiden den Vorzug verdienen. Was der Deutsche in Brasilien besonders schätzt, ist das Gefühl größerer persönlicher Freiheit. Die Bevormundung ist nicht so weit ausgedehnt wie bei uns, und man lernt einsehen, daß es auch so geht. Bei Gelegenheit erkundigte ich mich, wie diese oder jene minder wichtigen Angelegenheiten, mit denen sich die deutschen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden oft in der mühseligsten Arbeit beschäftigen müssen, in Brasilien geregelt wären. Wenn ich dann erfuhr, daß Staat und Behörden auf jede Einmischung verzichten, und sah, daß die Zustände trotzdem befriedigend waren, so fragte ich mich, ob wir uns nicht wenigstens in manchen Beziehungen ein Beispiel daran nehmen sollten.

Von der Bevölkerung interessierte mich natürlich am meisten der deutsche Teil. Während nach den drei Südstaaten Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul viele deutsche Ackerbauer auswandern, die sich dort ansiedeln, wenden sich nach Mittelbrasilien deutsche Auswanderer im engern Sinne des Wortes überhaupt nicht oder doch nur in seltenen Fällen. Die Deutschen in Mittelbrasilien sind meist Kaufleute oder Gewerbetreibende, die entweder auf eine mehr oder weniger im voraus bestimmte Zeit, oder zwar auf unbestimmte Zeit, aber doch nicht für immer dorthin gehn. Manchen glückt es freilich nicht so, wie sie gehofft hatten, und sie müssen schließlich wohl oder übel zeit lebens in Brasilien bleiben. Aber ihr ganzes Streben ist nur darauf gerichtet, Geld zu erwerben, um später in Deutschland davon zu leben. Herr Müller in Carioba machte hierin und auch in andrer Hinsicht eine Ausnahme. Im allgemeinen dreht sich für die Deutschen im Staate São Paulo, und besonders in Santos, alles um den Kaffeehandel und das, was damit in Zusammenhang steht, wie Ernteaussichten, Geldkurs, Welthandelspreise, Frachtsätze, Schifffahrt, in der letzten Zeit auch noch die Ausführung eines Gesetzes, das die Neuanlage von Kaffeepflanzungen im Interesse des Kaffeepreises untersagt. Für die politischen und die kommunalen Zustände haben sie keinen Sinn, sie nehmen sie hin, wie sie sind, üben unter sich allenfalls scharfe Kritik an ihnen, suchen sich aber in keiner Weise an ihrer Ausgestaltung zu beteiligen. Mir ist es begegnet, daß ein seit langen Jahren in Brasilien wohnender deutscher Kaufmann, der über die wirtschaftlichen Verhältnisse recht gut Bescheid wußte, den Namen des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Brasilien nicht zu nennen vermochte. So ist es gekommen, daß die Deutschen, obgleich sie persönlich fast durchweg geachtet sind und in angesehenen oder sogar hervorragenden Stellungen leben, doch keinen ihrer Bedeutung auch nur annähernd entsprechenden Einfluß auf die Verwaltung und die Gesetzgebung des Landes ausüben. Es ist dies zweifellos

in vielen Beziehungen äußerst bedauerlich. Denn jedem, der auch nur kurze Zeit in Brasilien weilt, wird sich die Überzeugung aufdrängen, daß dem Lande, soweit nicht innere Wirren störend dazwischentreten sollten, eine große Zukunft bevorsteht. Durch Klima, Fruchtbarkeit und Bodenschätze aller Art ist es so bevorzugt, daß eine günstige Entwicklung gar nicht ausbleiben kann, obwohl es der führende Teil der Bevölkerung, der Brasilianer portugiesischer Abstammung, sehr an sich herankommen läßt.

Schon auf dem Schiffe war mir gesagt worden, daß ich bald kennen lernen würde, was *Paciencia* heißt. Und in der Tat, beim größten wie beim kleinsten Geschäft, immer hört man: *Tenha um pouco de paciencia* — Gedulden Sie sich ein wenig! Zu einzelnen großen Werken, wie sie in Rio und Santos geschaffen worden sind, vermag sich der Brasilianer, der Not gehorchend, wohl aufzuraffen, aber im täglichen Leben fehlt es ihm nicht nur an Tatkraft, sondern auch an Ausdauer, Stetigkeit, Sorgsamkeit und Ordnungssinn. Das merkt man auf der Straße, in den Haushaltungen, in den Höfen und in den Gärten, in den Geschäften und in den Werkstätten, auf den Schiffen, überall. In verkehrreichen Straßen, deren Pflaster im wesentlichen ganz leidlich ist, findet man oft vereinzelt tiefe Löcher, ja wirkliche Gruben, deren Ausfüllung nur wenig Mühe und Kosten verursachen würde, aber niemand denkt daran, es zu tun, obgleich fort und fort für die Fuhrwerke die größten Schwierigkeiten entstehn. Zwei von den modernen Geschützen in der Strandbatterie bei Santos waren tief in den Erdboden eingesunken; so lagen sie vor den Augen der in der Festung stationierten Offiziere am ersten Tage meiner Anwesenheit, so lagen sie am letzten Tage, und so werden sie übers Jahr auch noch liegen, wenn nicht etwa zufällig inzwischen eine Schießübung abgehalten werden sollte. Ähnliche Beispiele könnte ich in großer Zahl anführen.

Namentlich die Frauen sind schlaff und träge, daher mag es auch kommen, daß sie schon gegen Ende der zwanziger Jahre recht stark werden.

Auf der andern Seite ist der Brasilianer als Südländer ein leidenschaftlicher Mensch. Besonders bezeichnend für ihn ist seine Neigung für Spekulation und Spiel. Gestern war jemand reich, heute ist er arm und verschuldet, und morgen ist er wieder reich, ohne daß davon viel Aufhebens gemacht wird. Ein förmliches Konkursverfahren scheint nicht zu existieren oder doch nur selten eingeleitet zu werden. Wenigstens ist mir in der kurzen Zeit meines Aufenthalts eine ganze Reihe von Fällen bekannt geworden, wo Bankerotteure von ihren Gläubigern in keiner Weise behelligt, vielmehr ruhig in ihren schönen Besitztümern belassen wurden. Man bezahlt einfach nicht und macht unbekümmert um die alten Verbindlichkeiten neue Geschäfte; nicht selten sind die Gläubiger dabei noch behilflich, weil sich ihnen dadurch eine wenn auch nur schwache Aussicht auf künftige Schadloshaltung eröffnet.

Gasardspiele werden in den Hotels, Kuranstalten, Clubs und auch in Privatziakeln ganz offenkundig veranstaltet, und jede Art von Lotterie findet

ihr Spielerspublikum. Die Straßenhändler, die Zuckerwerk und dergleichen feilhalten, führen Roulettes bei sich und machen damit ein gutes Geschäft. Häufig liest man in den Zeitungen, daß jemand, der einen Gegenstand, zum Beispiel eine gebrauchte Nähmaschine veräußern will, zu diesem Behuf eine Rifa (Verlosung) veranstaltet; meist soll der Gesamtkaufpreis für die Lose ganz unverhältnismäßig höher sein als der Wert der Sache, ohne daß jedoch die Kauflustigen daran Anstoß nehmen. Lotterielose werden in den Privathäusern, auf der Straße, in den öffentlichen Lokalen, auf den Bahnhöfen, ja sogar während der Fahrt in den Bonds und auf der Eisenbahn zum Kauf angeboten. Die Staatslotterie in Rio hat überall ihre Agenturen und setzt ihre Lose flott ab; sie genügt aber, obgleich täglich eine Ziehung stattfindet, dem Spielbedürfnis der Bevölkerung bei weitem nicht, vielleicht weil die niedrigsten Einsätze für den minder begüterten Teil der Bevölkerung noch zu hoch sind. Deshalb hat sich in den größern Städten eine zwar verbotne, aber gleichwohl in voller Öffentlichkeit betriebne Privatlotterie, die sogenannte Bicho- (Tier-) Lotterie mit sehr niedrigen Mindestsätzen eingebürgert. Der Name stammt daher, daß die Nummern dieser Lotterie ein für allemal mit den Namen bestimmter Tiere in Verbindung gebracht sind, so bedeutet vielleicht Nr. 13 Esel, Nr. 17 Schlange usw. Um nun nicht selbst Ziehungen veranstalten zu müssen, die wohl bald allgemeinem Mißtrauen begegnen würden, machen sich die Unternehmer der Bicholotterie die Ziehungen der Staatslotterie insofern zunutze, als sie die letzten beiden Ziffern der täglich in der Mittagsstunde von Rio aus überall hin telegraphierten Nummer des Hauptgewinnes auch für ihre Lotterie entscheidend sein lassen. Wird zum Beispiel von Rio aus die Nummer 4313 gemeldet, so haben die, die auf Esel gesetzt haben, gewonnen, während die andern verloren haben. Die Einzelheiten sind mir nicht gegenwärtig, ich erinnere mich nur, daß nach dem Spielplan die Gewinnaussichten der Spielerschaft und der Unternehmer in dem Verhältnis von vier zu fünf stehn sollen. Sehr klug war es von den Unternehmern, daß sie ihre Lotterie auf die Tiernamen gegründet haben, denn dadurch sind dem Aberglauben, der wie bei jedem Spiel so auch bei dieser Lotterie die wunderbarsten Blüten treibt, alle Wege geöffnet, und die Leidenschaft wird täglich von neuem angefacht. Wer einem Tier unter irgendwelchen besondern Umständen begegnet oder gar ein etwas ungewöhnliches Erlebnis mit einem Tiere hat, hält das für einen Fingerzeig des Geschicks und setzt gemäß diesem Palpito (Herzschlag, Ahnung) in der Lotterie. Als wir auf der Ilha Pórchat waren und von dem Besitzer vor dem Betreten des obern Plateaus gewarnt wurden, weil wir dort einem wütenden Stiere begegnen könnten, erklärte die uns begleitende Dame sofort, das sei ein vorzügliches Palpito, und die Stiernummer werde sicher gewinnen. Ob es eingetreten ist, weiß ich nicht, dagegen entsinne ich mich eines andern Falles, wo das Palpito sich wirklich bewährt hat. Ein mir bekannter Schiffsarzt, der durch irgendeinen Vorfall zu dem Ausrufe „Schweinehund“ veranlaßt worden war, erkannte hierin ein Palpito, setzte

auf beide Bestandteile des zusammengesetzten Wortes, und siehe, das Schwein gewann. Wer zu sich selbst kein Vertrauen hat, folgt den Palpitos anderer; manche Lokalblätter bringen im Interesse ihrer Leser regelmäßig die Palpitos von bewährten Seherinnen, der Senhora Joanninha X oder der Senhora Antonia Y für die Ziehung des nächsten Tages. Mit Spannung wird an jedem Mittag die Depesche aus Rio von größern Menschenmengen in und vor den Lotteriekontoren erwartet; die Nummer wird laut ausgerufen und auch den Bondführern mitgeteilt, die sie ihrerseits den Harrenden in den entlegnern Stadtteilen und Vororten bekannt geben. Die Summen, die auf diese Weise von kleinern Handwerkern, Arbeitern und Dienstboten vergeudet werden, sind zweifellos sehr bedeutend. Aber so lange der Brasilianer noch einen Nickel für die Bicholotterie in der Tasche hat, wird er sich von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft getragen fühlen.

### Die Heimreise

Als wir am 17. August unser liebes Häuschen in São Vicente verließen und Menschen und Tieren Lebewohl sagten, wären wir recht, recht gern noch geblieben. Eine kleine Überraschung gab es noch in der Agentur: jeder von uns mußte 30 Milreis = 45 Mark Fahrsteuereintrichten, damit der Staat Brasilien uns ziehn ließ. Die Steuerkommission des Reichstags möge daraus ersehen, wie wenig blöde andre Staaten in der Ausnutzung von Steuerquellen sind.

Der Abschied auf dem Schiffe war nicht leicht, namentlich Mutter und Sohn wurde es schwer ums Herz, weil das nächste Wiedersehen doch gar zu sehr im Ungewissen lag. Aber es mußte doch sein. Noch lange suchten unsere Blicke die weiße Gestalt, die vom Kai aus mit dem Tuche winkte, dann machte das Schiff eine Schwenkung, und Santos war nicht mehr zu sehen.

Der nächste Tag wurde in Rio zugebracht und für den Corcovado verwandt. Das Wetter war ebenso günstig wie bei der ersten Besteigung, und ich hatte die Genugthuung, daß meine Angehörigen, die noch nicht auf dem Gipfel gewesen waren, meine begeisterten Schilderungen in keiner Weise übertrieben fanden.

Am 22. August waren wir in Bahia und genossen die Gastfreundschaft des russischen Konsuls Schröder. Eine Bondfahrt durch die Stadt unterbrachen wir bei der Pension Bellevue. Jedem Fremden möchte ich den Besuch des Pensionsgartens, von dem aus sich eine wunderschöne Aussicht über die Bai hinweg nach dem Kap São Antonio und der Kirche desselben Namens bietet, auf das dringendste empfehlen.

In Bahia hatten uns einige brasilianische Passagiere verlassen. Seitdem waren wir nur noch sechs Kajütpassagiere: außer uns dreien ein erst vor kurzem getrautes Ehepaar, der Mann ein deutscher Schiffsoffizier, die Frau eine noch nicht ganz sechzehnjährige Brasilianerin, sowie ein junger deutscher Kaufmann,

der von einer für das väterliche Geschäft unternommenen Weltreise nach Hause zurückkehrte und anschaulich über das Erlebte und das Gesehene zu erzählen wußte. Die Herren von der Dania, Kapitän Bonath an der Spitze, standen ihren Kameraden vom Prinz Sigismund in keiner Hinsicht nach, sodaß sich das Leben sehr gemütlich gestaltete, und sich wohl jeder bald wie in einem größeren Familienhaushalt fühlte. Hierin änderte sich auch nichts, als in Lissabon noch ein westfälischer Großindustrieller mit seiner Gattin und ein portugiesischer Kaufmann hinzukamen. Die Tage verbrachten wir in derselben Art wie während der Ausreise. Eine nette Unterhaltung hatten wir durch eine Schar von Kindern aus dem Zwischendeck, die durch ihre übermütig fröhlichen Spiele auch den ärgsten Hypochonder zum Lachen gebracht hätten. Auch die Beschäftigung mit der an Bord untergebrachten Menagerie, die aus einem für den Zoologischen Garten in Hamburg bestimmten ausgewachsenen Jaguar, einigen Affen und vielen Papageien bestand, nahm täglich einige Zeit in Anspruch. Spaßhaft war die Schlaueit und die Behendigkeit der kleinen Affen, wenn sie — zum Zwecke der Bewegung ins Freie gebracht — ihren als sichersten Hort betrachteten Käfig wiederzugewinnen trachteten, und ebenso waren der Ernst und der Eifer der Papageien belustigend, wenn sie, die bisher nur portugiesische Worte sprechen konnten, ihre Zungen allmählich an deutsche Laute zu gewöhnen suchten. Einige Krankheits- und Todesfälle unter den Tieren erregten allgemeine Teilnahme.

Über das Schiff selbst und den Dienst konnte ich mich unter den obwaltenden Umständen viel eingehender unterrichten, als es mir auf einem größeren Schiff mit zahlreichern Passagieren möglich gewesen wäre. Oben auf der Kommandobrücke und unten in den Schiffsräumen nahm vieles für mich wieder Gestalt und Leben an, was mir vor Jahren in frühern amtlichen Stellungen vertraut geworden war. Einen Begriff von den Verhältnissen auf der Dania wird die Angabe erwecken, daß die Besatzung mit den Offizieren 56 Köpfe stark war, von denen 20 auf das Deckpersonal, 21 auf das Maschinenpersonal und 15 auf das Küchen- und Stewardpersonal entfielen, und daß die Ladung mit den in Lissabon eingenommen Gütern aus 44 000 Sack Kaffee, 4000 Sack Kleie, 240 Sack Gummi, 1000 Sack Kakao, 400 Ballen = 78 000 Kilo Kork, 15 Faß Wein und 300 Kisten (zu je 15 Kilo) Weintrauben bestand. Der Zahlmeister teilte mir mit, daß sich die Fracht- und Passageeinnahmen der Aus- und der Heimreise zusammen auf 250 000 Mark beliefen, denen außer den sonstigen Betriebskosten die Hauptausgabe von 40 000 Mark für Kohlen gegenüberstand.

Die Verbrecherinsel Fernando Noronha passierten wir wiederum bei Tage und in so geringer Entfernung, daß wir uns mit der Signalstation verständigen konnten. Von der Sonnenfinsternis am 30. August ist nichts weiter zu berichten, als daß wir sie durch die vom Kapitän hergerichteten Gläser gut beobachten konnten. Vor Madeira langten wir am Morgen des 3. September, eines Sonntags, an. Weil die Dania Kohlen einnehmen mußte, hatten wir viel Zeit und konnten oben vom Hotel Belmonte aus einen längern Spaziergang in ein

mir noch nicht bekanntes wildes Gebirgstal unternehmen und der gerade stattfindenden Feier des Kirchweihfestes als Zuschauer beizwohnen. Die Bergkirche war reizend geschmückt, und zwar nur mit Fahnen, Lampions, Palmenwedeln, Laubwerk, Koniferenzweigen und sehr vielen Blumen, unter Vermeidung alles nichtigen Beiwerks, wie es anderwärts beliebt ist; namentlich waren auffallend schöne und große Exemplare von Hortensien in sehr dekorativer Weise verwandt worden. Das Treiben des aus Anlaß der Kirmerz zusammengeströmten Volks war lebhaft, aber durchaus gesittet. Für unsre Anschauungen war es verwunderlich, daß man auch hier — ebenso wie es in Brasilien geschieht — das bei solchen Festen unvermeidliche Feuerwerk am hellen lichten Tage abbrannte. Die Talfahrt wurde auch diesmal auf Bergschlitten ausgeführt; nachher hatten wir noch genügend Muße, in einigen Basaren preiswerte Stickereien und Korbbwaren einzukaufen.

Noch lange Zeit, nachdem sich die Dania in Bewegung gesetzt hatte, blieben wir an Deck, weil der Weg dicht bei den kleinern Inseln der Madeiragruppe vorbeiführte und die Tageszeit zu ihrer Betrachtung günstiger war als bei der Ausreise. Die größte der Nebeninseln heißt Porto Santo (Heiliger Hafen) und ihr Hauptort La Vilha; sie hat etwa 1800 Einwohner, während drei kleinere unter dem Namen Ilhas desertas (Wüsteninseln) zusammengefaßte Eilande nur von wenig hundert Menschen bewohnt werden. Die Einwohner bauen etwas Getreide, namentlich Gerste, und leben im übrigen von Schafzucht und Fischfang, liegen wohl auch der Jagd auf die vielen wilden Ziegen und Kaninchen ob. Die ebenfalls zu der Gruppe gehörenden Salvados sind nur klein und nicht bewohnt. Porto Santo, dessen größte Erhebung etwa 500 Meter beträgt, und auch die andern Inseln weisen malerische Felsenformationen und schroffe Klippenabstürze auf.

Die ganze Madeiragruppe ist so reizvoll, und namentlich die Hauptinsel ist so paradiesisch schön, daß jeder sie auch zum zweitenmal gern sehen wird. Gleichwohl wird die von der Hamburg-Amerika-Linie und von der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft dem Vernehmen nach vor kurzem getroffene Anordnung, daß die nach Brasilien fahrenden Schiffe auf der Ausreise Madeira, auf der Heimreise aber die größte der Kanarischen Inseln, Teneriffa, anlaufen sollen, sicherlich den Beifall aller Reisenden finden.

Der 5. September war für Lissabon bestimmt. Wir frischten unsre Erinnerungen auf, sahen aber auch manches Neue. Wenigstens kurz erwähnen möchte ich die Kirche Belem mit den Grabmälern des Sängers des Ozeans, Luiz Vaz de Camões, und des großen Seefahrers Vasco da Gama, sowie das angrenzende ehemalige Hieronymitenkloster mit seinen wundervollen Kreuzgängen. Zufällig waren wir Zeugen, wie die in diesem Kloster untergebrachten Waisenknaben, die bisher lustig auf dem Hofe gespielt hatten, abteilungsweise in einen Saal marschierten, an gedeckten Tafeln Platz nahmen und ihr einfaches Mittagessen verzehrten, wir besichtigten nachher auch die Schlafsäle und stimmten in

dem Urteil überein, daß die Haltung und die Kleidung der Zöglinge und die Ordnung und die Reinlichkeit in den Räumen gleich musterhaft waren.

Bis Kap Ortegal blieb das Wetter schön, als wir aber in die Bai von Biscaya einbogen, wurde es windig und wolkig. Seit Monaten hatten wir solchen Himmel nicht mehr gesehen, wie er sich beim Eintritt in die nördlichen Gewässer zeigte. Nunmehr verstanden wir den Sinn einer in São Paulo gehörten Äußerung, daß der Himmel in Brasilien viel höher sei als in Deutschland. Für die Dania traf es sich günstig, daß der Wind aus Südwesten kam, infolgedessen hatte sie nicht nur ruhige, sondern auch schnelle Fahrt, während die uns begegnenden Schiffe schwer gegen die See ankämpfen mußten. Es war ein schöner Anblick, wenn sie stiegen, dann wieder tief eintauchten und reichlich Wasser übernahmen. Außer vielen kleinern Schiffen kamen uns auch größere Dzeandampfer entgegen, unter andern der Bürgermeister, die Nachen, die Therapie und die Pretoria; diese glitt in der Dunkelheit mit ihren vielen Lichtern und erleuchteten Fenstern wie ein glänzendes Meteor an uns vorüber. Im Kanal hielten wir uns so nahe der englischen Küste, daß wir bei Tage alle hervortretenden Punkte unterscheiden und bei Nacht außer den Leuchtfenstern auch die Lichter größerer und kleinerer Ortschaften deutlich zu erkennen vermochten. Je mehr wir uns Dover näherten, desto lebhafter wurde der Schiffsverkehr. Um das anregende Schauspiel recht lange zu genießen, blieben wir in dieser Nacht trotz einiger heftiger Regenböen bis nach Mitternacht an Deck.

In der Nordsee wurde die Luft unsichtig, sodaß Kapitän Bonath die Kommandobrücke nicht verlassen konnte und dem am 9. September veranstalteten Abschiedsessen leider gänzlich fernbleiben mußte. In der Nacht zum 10. September klärte sich jedoch das Wetter wieder auf. Am Morgen hatten wir die Freude, Helgoland zu sehen und die Manöver unsrer sich zwischen der Weser- und der Elbemündung in voller Tätigkeit befindenden Flotte bis in die kleinsten Einzelheiten verfolgen zu können.

Bald wurde der Lotse an Bord genommen und — weil wir aus dem verdächtigen Südamerika kamen — die gelbe Quarantäneflagge gehißt. Dann empfingen wir in Cuxhaven den Besuch des revidierenden Arztes, fuhren weiter stromaufwärts, wurden bis zu dem Anlegeplatz im Kuhwerder Hafen geschleppt und waren damit wieder in der Heimat angekommen.

\* \* \*

Wenn ich diese anspruchslose Schilderung der Öffentlichkeit übergebe, so bin ich selbstverständlich nicht etwa in dem Glauben, damit irgend etwas Neues zu bieten. Mich leitet vielmehr, wie ich schon angedeutet habe, nur die Absicht, an einem praktischen Beispiel darzulegen, daß bei den heutigen Verbindungen keine lange Zeit dazu gehört, jenseits des Ozeans liegende Länder und die Pracht der Tropen aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Die Kosten werden häufig überschätzt. Der Rückfahrtschein von Hamburg nach Santos kostet 1160 Mark, ein Betrag, den man nicht hoch nehmen wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß während der dreiundsünfzigtägigen Seefahrt eine vortreffliche Verpflegung gewährt wird. Die Nebenausgaben auf dem Schiff sind nur unbedeutend, da auf diesen Strecken ein guter portugiesischer Tischwein bei der Hauptmahlzeit zur freien Verfügung steht, und die Preise für andre Weine, Mineralwasser und Bier durchaus mäßig sind. Die üblichen Trinkgelder bleiben sogar hinter denen zurück, die man beim häufigern Wechsel des Aufenthalts auf Landreisen von derselben Länge zu entrichten haben würde.

Auch das an sich naheliegende Bedenken, daß sich der, der drüben keine persönlichen Beziehungen hat, nur schwer zurechtfinden und wenig sehen wird, ist nicht begründet. Man kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, auf den deutschen Dampfern, in den Agenturen der deutschen Schiffsahrtsgesellschaften und in den deutschen Klubs die Bekanntschaft landeskundiger Personen zu machen, denen es zum Vergnügen gereicht, fremden Landsleuten mit Rat und Tat zur Seite zu stehn. Ebenso wird man die erfreuliche Erfahrung machen, daß bei den Deutschbrasilianern die Tugend der Gastfreundschaft weit verbreitet ist.

Jeder Leser wird zugestehn müssen, daß die elf Wochen in der That gut angewandt worden waren. Ich wenigstens kann versichern, daß ich während der ganzen Zeit das Gefühl vollen Behagens und ungetrübten Genusses gehabt und niemals eine lohnendere Reise gemacht habe. Alexander von Humboldt schildert in seiner „Reise in die Äquinoctialgegenden des neuen Continents“ die Gefühle, die ihn beim Abschied von Teneriffa beseelten, in folgenden Worten:

„Zum erstenmal empfanden wir, welchen lebhaften Eindruck der Anblick von Ländern an der Grenze des heißen Erdgürtels, wo die Natur so reich, so großartig und so wundervoll auftritt, auf unser Gemüt macht. Wir hatten nur kurze Zeit auf Teneriffa verweilt, und doch schieden wir von der Insel, als hätten wir lange dort gelebt.“

Daselbe kann ich von meinem Aufenthalt in Brasilien und von der ganzen Ferienfahrt sagen. Kurz war sie nur, aber der Eindruck ist so tief und nachhaltig, als hätte sie einen großen Teil meines Lebens in Anspruch genommen.

